

Denkmalpflege im Kanton Schwyz 2011-2012

Autor(en): **Bamert, Markus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz**

Band (Jahr): **104 (2012)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-306512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Denkmalpflege im Kanton Schwyz 2011–2012

Markus Bamert

Schwyz, Pfarrkirche St. Martin, Fassadensanierung

Die Pfarrkirche St. Martin in Schwyz hat im Verlauf ihrer bald 250-jährigen Geschichte das äussere Erscheinungsbild mehrfach verändert. Zuletzt war sie gleichmässig glatt verputzt. Die architekturbetonenden Elemente wie Lisenen und Gesimse unter dem Dach sowie der Turmaufsatz waren in einem blassen Grauton bemalt. Die beigefarbenen Putz-

flächen wurden rund um die Fenster und längs der Lisenen von hellen Bändern und dunklen Linien begleitet. Dies gab den grossen Fassaden eine gewisse Struktur, ohne dass jedoch etwelche Differenzierungen der Oberflächen vorhanden waren. Zudem waren bei den aus sogenanntem Seewener-Kalk gemauerten Lisenen und beim aus massiven Steinblöcken bestehenden Glockengeschoss des Turmes die Fugen künstlich stark betont worden. Aus demselben Material bestehen auch der Sockel und ein Teil des Hauptportals,



Abb. 1: Schwyz, Pfarrkirche St. Martin. Durch den differenzierten Putzauftrag hat sich die plastische Wirkung der Fassaden wesentlich verbessert.

während die Säulen und Gesimse der Seitenportale aus Sandstein gemauert sind. Die Verwendung unterschiedlicher Gesteinsarten ist rein bautechnisch, jedoch nicht künstlerisch zu verstehen. Während sich der Kalkstein weniger präzise behauen lässt, kann Sandstein wesentlich besser bearbeitet werden, dafür ist der Kalkstein druckbeständiger. In der Barockzeit wurden oft verschiedene Materialien kombiniert und durch einen gleichfarbigen Anstrich vereinheitlicht. Dieses bei der Restaurierung 1964–68 hergestellte Erscheinungsbild beruhte auf Ansichten des Hauptplatzes mit Pfarrkirche, die der Schwyzer Kleinmeister David Alois Schmid wiederholt angefertigt hat. Dabei wurde jedoch nur den Farben, nicht aber den Strukturen der Oberflächen Beachtung geschenkt. Auch wurde kein Fassadenuntersuch durchgeführt zu dem und unterlassen, unter dem groben Verputz des 19. Jahrhunderts nach dem ursprünglichen Erscheinungsbild zu suchen. Der sogenannte Wormsersputz, der ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1960er-Jahre die Kirchenfassade bedeckte, war ein typisches Produkt des 19. Jahrhunderts und findet sich noch heute bei vielen Kirchenbauten des Historismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so in Rothenthurm, Bennau oder Alpthal. Während diese Verputzart an Kirchen dieser Epoche stilistisch durchaus richtig ist, verfälscht er die Feinheit und das differenzierte Erscheinungsbild, das barocke Gebäude auszeichnet. Bei unzähligen sakralen und profanen Barockbauten im ganzen süddeutschen Kulturraum, zu dem auch die Deutschschweiz gehört, finden sich zwischen den glatt gestrichenen Flächen der Lisenen grob aufgetragene Putzflächen zur Differenzierung der Fassaden (zum Beispiel Schloss Bruchsal, Schloss Ludwigsburg, Kloster Weingarten, Wieskirche,

Kloster St. Gallen). Aber auch in Schwyz fanden sich beim Hedlinger-Haus an der Dorfbachstrasse eine vergleichbare, heute wiederhergestellte Putzdifferenzierung.

In der graphischen Sammlung des Staatsarchivs Schwyz liegt eine Zeichnung von Kommissar Thomas Fassbind, die die Kirche mit einem grob strukturierten Flächenputz zeigt. Die präzisen kolorierten Bleistiftzeichnungen Schmidts in Kombination mit der Zeichnung Fassbinds sowie die Kenntnis süddeutscher Barockbauten lassen den Schluss zu, dass auch die Pfarrkirche Schwyz nicht nur die Farb- sondern auch die Putzdifferenzierungen in üblicher barocker Art besessen hat. Auf dem Kalkstein fanden sich zudem unter jüngeren Farbschichten aussagekräftige Spuren eines blautichigen grauen Anstrichs, der zum warmfarbigen Grauton der verputzten Flächen, der auf den Schmidtschen Ansichten zu sehen ist, einen guten Kontrast bildet. Dieser Farbton wird jedoch nicht durch einen Farbanstrich erzielt, sondern durch die richtige Mischung verschiedenfarbiger Sandarten. Zudem wird der Verputz von Hand aufgetragen. Ursprünglich wurde dazu ein aus Tannenzweigen gebundener Besen in die Putzmischung getaucht und dann der daran haftende Mörtel an die Wand geworfen, daher der Name Besenwurf. Heute benutzt man dazu zeitgemässe Instrumente, der Auftrag erfolgt jedoch immer noch von Hand. Das Handwerk bleibt dadurch sichtbar und an den fertig verputzten Fassaden auch ablesbar. Es entsteht keine monotone Oberfläche wie bei einem kunststoffvergüteten Abrieb, sondern eine differenzierte Oberfläche, die den Handauftrag erahnen lässt. Dasselbe gilt auch für die grau bemalten Steinoberflächen, die auch die Spuren der Bearbeitung der Steinmetze durch den Anstrich hindurch beibehalten. Dank diesen handwerklich richtig und sorgfältig ausgeführten Arbeitsschritten verbinden sich die verschiedenartigen Oberflächen zu einem lebhaften Gesamtbild, wie es für eine barocke Kirchenfassade richtig ist.



Abb. 2: Schwyz, Pfarrkirche St. Martin. Detailaufnahme der verputzten Fassade. Die Flächen mit grobem Besenwurf werden von geglätteten Bändern begleitet.

Schwyz, Kirche Kollegium Kantonsschule Schwyz

Die Kollegiumskirche ist von aussen gesehen eine Kombination der Einsiedler Klosterkirche und des Petersdoms in Rom. An Einsiedeln erinnert die zwischen den zwei Flügeln eingespannte Kirchenfassade, an St. Peter die alles überragende, grün patinierte Kuppel.

Der langgezogene Innenraum orientiert sich mit dem grossen Hochaltar sowie der Abfolge von Seitenkapellen und den in die Bogen eingespannten Emporen an der Jesuitenkirche



Abb. 3: Schwyz, Kirche Kollegium Kantonsschule Schwyz. Der Blick gegen den Chor zeigt die gewaltigen Ausmasse des Raumes, der als Kirche für die 600 Schüler des ehemaligen Kollegiums Maria Hilf erbaut worden ist.



Abb. 4: Schwyz, Kirche Kollegium Kantonsschule Schwyz. Blick vom Chor gegen die Orgelempore. Die grosse Goll-Orgel rahmt das grosse Westfenster, das wesentlich zur Lichtführung im Raum beiträgt.



Abb. 5: Schwyz, Kirche Kollegium Kantonsschule Schwyz. Blick in das reich stuckierte Gewölbe des Chores mit der interessanten Verglasung, die indirektes Licht von oben in den Chor führt.

in Rom. Wegen der Lage zwischen den beiden Schulflügeln des Kollegiums beschränkt sich die Befensterung der Kirche auf die Westfassade sowie auf die Zone über dem kräftigen Kranzgesims, wo breite rundbogige Fenster den Raum belichten. Kräftig modellierte, jedoch weiss belassene Stuckaturen begleiten die Architektur. Einen starken Akzent setzen die von oben beleuchtete Buntverglasung über dem Chorraum sowie der goldene Hintergrund des Hochaltars.

Die Kollegiumskirche ist ein typisches Beispiel des Historismus. Diese Epoche, die in unserer Gegend um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, orientierte sich an den Stilen vergangener Epochen, kombinierte jedoch diese übernommenen Elemente neu. Zudem wird in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rationelleres Bauen dank neuen Technologien möglich. Eisengiessereien sind in der Lage, Träger zu liefern, die breite Wölbungen überspannen können. Mechanische Sägereien ermöglichen den Bau günstiger

Dachstühle. Schablonenmalereien mit Leimfarben und vorgegossene Stuckelemente erlauben das rasche Dekorieren von Innenräumen.

Die Kollegiumskirche steht mit Baujahr 1910, also unmittelbar nach dem verheerenden Brand des Gebäudekomplexes, an der Endphase des Historismus. Den Wert dieser eindrucklichen Kirche macht auch aus, dass alle Elemente aus der Bauzeit erhalten sind. Dazu gehört neben der eigentlichen Raumdekoration mit den üppigen Stuckaturen und den Deckenbildern auch die übrige Raumausstattung. Terrazzoböden, Kirchenbänke, Altäre, Beichtstühle, ja gar die historischen Beleuchtungskörper sind vorhanden, so dass von einem sehr guten Erhaltungszustand gesprochen werden kann. Zudem befindet sich die Kirche trotz Jahrzehnten intensivster Nutzung in einem optisch erstaunlich guten Zustand, dies wohl, weil der Raum nie beheizt wurde. Extrem war die Verschmutzung sämtlicher Oberflächen, die vermutlich seit

1910 lediglich einmal gereinigt respektive partiell überfasst worden waren. Dies betraf insbesondere die ockerfarbigen Fassungen in den Altarnischen. Zu diesem Zeitpunkt waren auch die Kunststeinsockel und -säulen unter der Empore dick mit dunkelbrauner Ölharzfarbe übermalt worden, wohl damit diese besser gereinigt werden konnten. Hinter den Beichtstühlen fanden sich original erhaltene grosse Flächen des Sockelanstrichs in Caput-mortuum-Farbe (einem violettstichigen Rot) und an den Säulen Spuren der rosafarbenen Lasur. Unter den Übermalungen der Stuckaturen im Kirchenschiff konnten ockerfarbige Lasuren festgestellt werden, die die Plastizität der Stuckaturen betonen. Die Wiederherstellung dieser originalen Farbigkeit verhilft dem ansonsten eher schwer wirkenden Raum zu einer gewissen Leichtigkeit. Durch einen Wassereintrich waren die reichen Vergoldungen am Chorbogen partiell beschädigt. Da es sich um eine minderwertige Goldlegierung handelte, war es schwierig, den genauen Goldton zu finden. Deshalb musste mit Farblasuren nachgeholfen werden. Stark zerstört war die Kaltbemalung der Deckenverglasung. Hier waren grossflächige Ergänzungen notwendig, die wiederum mit Öllasuren ausgeführt wurden. Sämtliche Altäre und Bilder wurden gereinigt und ergänzt. Übermalungen waren keine vorhanden. Die arg malträtierten Kirchenbänke wurden abgelaut, wo nötig ergänzt und der Zeit entsprechend lackiert. Der Boden behielt seine unbehandelte Oberfläche. Die Bänke unter der Empore wurden weggelassen und der Boden mit Carraramarmor ergänzt. Der an sich gut erhaltene Terrazzoboden, der in wesentlichen Teilen aus Carraramarmor besteht, wurde ergänzt, teils neu verfugt und geschliffen. Ergänzungen waren insbesondere im Chorbereich notwendig. Die erhaltenen Originallampen wurden gereinigt und mit neuen Lichtquellen versehen. Im Kirchenestrich fand sich zudem ein Lampendepot, das es ermöglichte, dass auch unter der Empore historische Leuchtkörper platziert werden konnten.

Im gleichen Zusammenhang wurden auch der sogenannte Theodosiussaal und dessen Vorraum restauriert. Theodosiussaal heisst der ehemalige Empfangssaal des Rektors wegen des in die Wand eingelassenen lebensgrossen Porträts von Pater Theodosius Florentini (1808–1865), dem Wiederbegründer des Kollegiums Maria Hilf im Jahr 1856. Das imposante Bild ist in der Art eines barocken Herrscherporträts gemalt, keine Spur von kapuzinischer Demut ist zu sehen. Der Saal war vermutlich zwei Mal renoviert worden. Zuletzt präsentierte

er sich mit hellgrau gefassten Stuckaturen und stilistisch unpassenden, in die Stuckfelder geklebten Stofftapeten. Unter diesen war die originale Bemalung, die einen blaugrundigen Seidendamast mit Glanzeffekt imitiert, ausserordentlich gut erhalten. Die Stuckrahmen an den Wänden waren in einem zarten Rosaton gefasst, die Decke hingegen unifarbig in einem gebrochenen Weissston. Während die Wandfüllungen original erhalten sind, musste die übrige Raumfassung vollständig neu gemacht werden.

Schwyz, Suworowbrücke

Die Holzbrücke über die Muotaschlucht beim Schlattli am alten Weg von Schwyz über Ibach und Oberschönenbuch ins Muotatal wurde 1810 erbaut als Ersatz für eine steinerne Bogenbrücke, deren Holzwerk anlässlich der Gefechte zwischen kaiserlichen Truppen und Franzosen im Jahr 1799 zerstört worden war. Deren gemauerte Widerlager sind am Rand der Schlucht etwas weiter talaufwärts gegenüber der heutigen Brücke erhalten. Die gedeckte Holzbrücke war im Lauf der Zeit mehrfach saniert worden. Die Massnahmen beschränkten sich auf den Ersatz von angefaulten Hölzern; andere Arbeiten griffen in die ursprüngliche Statik des Holzgefüges ein. Insbesondere waren die hölzernen Auflager schadhaft. Diese mussten dringend saniert werden. Ebenso musste die aus Tannenbrettern bestehende Fahrbahn ausgewechselt werden. Das Dach wurde umgedeckt und die Aussenschalung mit den Ausguckschlitzen, wo nötig, ersetzt. Die Auflager bestehen aus sauber zugehauenen und gefügten Kalksteinen. Diese waren in den Bereichen, in denen Feuchtigkeit eindringen konnte, schadhaft. Ersatz und Stabilisierungen waren notwendig. Die Arbeiten gestalteten sich äusserst aufwändig und schwierig. Allein schon die Montage eines sicheren Arbeitsgerüsts verlangte einiges Können. Auch das Einschieben neuer Tragbalken in beachtlichen Dimensionen über der Schlucht war ein Wagnis. Mit dieser Massnahme konnte das alte Tragsystem wieder hergestellt werden.

Ingenieurbericht¹

Die Brücke

Bei der Suworowbrücke handelt es sich um eine im Jahr 1810 erbaute Holzbrücke mit einer Spannweite von 27.60 m, einer lichten Fahrbahnbreite von 3.50 m und einer Höhe ab Fahrbahn bis zum First von zirka 6.20 m. Die

¹ Der Autor ist Lukas Wolf, Firma Pirmin Jung Ingenieure für Holzbau, Rain LU.



Abb. 6: Schwyz, Suworowbrücke. Die nach 1800 entstandene Holzbrücke ersetzte die bei den Franzoseneinfällen zerstörte Steinbrücke.

Brücke dient heute als Nebenzufahrt zu verschiedenen Liegenschaften und vor allem als Fussgänger- und Fahrradsteg auf dem historischen Suworow-Wanderweg von Schwyz nach Muotathal.

Die rund 200-jährige Konstruktion wies vor der Instandsetzung einen sehr schlechten baulichen Zustand auf. Einige tragende Holzbauteile des Tragwerks (Hängewerk) auf der Brücke und des Sprengwerks (hölzerne Konstruktion zur Aufnahme grosser Lasten beziehungsweise zur Überbrückung grosser Spannweiten) unter der Brücke waren stark verfault. Zudem konnte die Tragsicherheit lediglich knapp für die effektive Eigenlast (ohne Sicherheitsfaktoren) nachgewiesen werden. Aus diesem Grund wurde die unter Denkmalschutz stehende Suworowbrücke saniert und statisch verstärkt respektive den heutigen Belastungsverhältnissen angepasst.

Die Instandstellung

Um die Tragsicherheit der Brücke zu gewährleisten, wurde das alte Sprengwerk unter der Brücke durch ein neues ersetzt. Die Traglasten werden künftig zur Hauptsache über das Sprengwerk in die Foundationen abgeleitet. Das Tragwerk auf der Brücke wurde in weitesten Teilen im historischen Zustand belassen und in Bezug auf seine Tragfunktion entlastet. Die verfaulten Stellen des Tragwerks wurden punktuell saniert. Zur Lastaufnahme waren neue Foundationen erforderlich. Die Auflager der Sprengwerke müssen hohe Horizontalkräfte aufnehmen können. Deshalb wurden bei den Auflagerpunkten örtliche Betonfundamente erstellt. Auch die Auflagerpunkte des Tragwerks wurden neu in Beton gestaltet (verankert über Mikropfähle). Diese Beton-Auflager haben jedoch nicht nur eine statische Funktion, sondern sollen das Tragwerk bei seinen Auflagepunkten



Abb. 7: Schwyz, Suworowbrücke. Blick in die Unterkonstruktion der Brücke, die mehrheitlich ersetzt werden musste.

auch vor Feuchtigkeit und damit vor erneuter Fäulnis schützen. Zusammen mit den statisch bedingten Instandstellungsmassnahmen wurden im Rahmen der Sanierung der Holzfahrbahnbelag, die seitliche Holzverschalung sowie die Biberschwanz-Dacheindeckung ersetzt. Dabei wurden gleiche Materialien eingesetzt wie bei der alten Brücke.

Das Tragwerk

Die neue Primärkonstruktion besteht, gleich wie das alte Tragwerk, aus einem doppelten Sprengwerk. Die Lastenleitung in die Sprengwerke erfolgt über die Querträger der Fahrbahn, welche die ständigen und variablen Lasten über Querdruck auf die zirka 27.6 m langen, direkt auf dem Sprengwerk aufliegenden Streckbalken übertragen. Die historischen Tragwerke beidseitig der Fahrbahn dienen künftig als sekundäre Tragkonstruktion, um Eigen-, Wind- und Schneelasten auf das neue Sprengwerk abzuleiten. Das neue Sprengwerk der Suworowbrücke wurde unter die bestehende Fahrbahn gebaut. Es trägt die hohen Lasten in die neuen Widerlagerpunkte ab, welche wiederum über Mikropfähle direkt mit dem felsigen Untergrund verbunden sind. Die historische Schräglage der Brücke wurde auch nach der Instandsetzung beibehalten. Zur Aussteifung der Brücke

wurden die bestehenden Hängepfosten jeweils an den Fussenden eingespannt. Der neue, unter der Fahrbahn liegende Windverband (Längsversteifung einer Konstruktion) leitet die Horizontalkräfte in die Widerlager ein.

Schwyz, Herrengasse 8, Triner

Mit der Restaurierung des Hauses Herrengasse 8 präsentieren sich die drei benachbarten Gebäude auf der Nordseite der Herrengasse wiederum in einem gut restaurierten Zustand. Der alte Häuserbestand an der Herrengasse wurde im Verlauf der letzten Jahrzehnte stark reduziert. Glücklicherweise hat sich der Bestand im östlichen an die Pfarrkirche ausgerichteten Bereich auf beiden Strassenseiten erhalten. So unterschiedlich die Geschichte und Entstehungszeit der drei Bauten ist, so harmonisieren diese doch gut miteinander. Der Bären gehört zum Schwyzer Baubestand, der den Dorfbrand von 1642 überdauert hat. Sein heutiges Aussehen verdankt er allerdings der Erweiterung im 20. Jahrhundert. Das Haus Herrengasse 6 geht auf das 18. Jahrhundert zurück und verkörpert den Bestand an behäbigen Schwyzer Bürgerhäusern. Das Haus Herrengasse 8 in deren Mitte ist ein



Abb. 8: Schwyz, Herrengasse 8, Triner. Der gut proportionierte Biedermeierbau setzt einen starken Akzent in der nördlichen Häuserzeile an der Herrengasse.

typischer klassizistischer Baukörper mit regelmässiger Fens-
tereinteilung, zentralem Balkon mit Gusseisengitter und
knapp formuliertem Walmdach, das gegen das Strassenbild
hin wenig in Erscheinung tritt. Die Wiederherstellung der
originalen Farbigkeit nach Befund in zartem Lachsrosa und
Sandsteingrau unterstreicht den Charakter des Biedermeier-
erhauses und bindet das Gebäude hervorragend in die Häu-
serzeile an der Herrengasse ein.

Schwyz, Reichsstrasse 5

Das Wohnhaus Reichsstrasse 5 gehört zu den Bauten, die
unmittelbar nach dem Dorfbrand errichtet wurden. Darauf
deuten insbesondere die originellen hölzernen Fensterpfos-
ten in den Obergeschossen hin. Diese sind in der für das
17. Jahrhundert für Schwyz typischen nachgotischen Art
geschnitzt. Die nächsten Verwandten dieser Pfosten sind am
benachbarten Ital Reding-Haus erhalten. Dort bestehen die

Pfosten in den beiden untern Wohngeschossen aus Sand-
stein, diejenigen in den grossen Dachaufbauten sind auch
aus Holz angefertigt und geschnitzt sowie sandsteinfarbig
gefasst.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden auf der
Gassenseite ein neuer Hauseingang mit Treppenhaus und
im Dachbereich eine Lukarne mit kleinem Balkon mit
geschmiedetem Metallgitter gestaltet. Dieser Zustand des
19. Jahrhunderts blieb bei der Restaurierung, die sich auf
eine Fassadensanierung beschränkte, erhalten. Der Unter-
such der Fensterpfosten brachte keinen eindeutigen Befund
bezüglich der Farbfassung. Es fand sich eine ganze Anzahl
grauer, steinfarbiger Anstriche, die jedoch nicht eindeutig
zugeordnet werden konnten. Durch die vielen dicken
Anstriche waren die Schnitzereien zudem stark verpappt,
sodass die Pfosten vor dem Neuanstrich gründlich abgelaut
werden mussten. Der neue Anstrich in einem kalten Grau-
ton orientiert sich an dieser Fundlage. Der grobe, stark
strukturierte Verputz der 1950er-Jahre wurde mit einem



Abb. 9: Schwyz, Reichsstrasse 5. Die geschnitzten gotisierenden Fenstergewände sind in Schwyz typisch für das 17. Jahrhundert.

feinkörnigen Verputz überzogen und hell bemalt. Ein Befund war keiner auszumachen, da sich vom alten Verputz keine Restflächen fanden.

Ingenbohl, Pfarrhaus, Klosterstrasse 6

Das Pfarrhaus von Ingenbohl steht an erhöhter Lage neben der Pfarrkirche. Dabei nimmt es die traufseitige Orientierung der Pfarrkirche auf dem Moränenhügel auf. Architektonisch steht es zwischen dem Typus Bürger- und Herrenhaus. Dominant ist das leicht abgewalmte Satteldach auf dem längsrechteckigen Baukörper. Die Dachuntersicht ist verputzt und die Fenster sind streng symmetrisch angeordnet. Durch einen ebenerdigen Eingang in der Hausmitte gelangt man durch einen zentralen Mittelgang, vorbei an

Keller- und Nebenräumen, zum Treppenhaus, das auf der gegenüberliegenden Traufseite angeordnet ist und bis zu den Dachgeschosszimmern führt. In jedem Stockwerk liegt ein Mittelgang, der bis zur Fassade führt und pro Stock vier symmetrisch angeordnete Räume erschliesst. Trotz mehrfacher Umbauten hat sich viel wertvolle Bausubstanz erhalten. Zwar sind die ehemals wohl sandsteinernen Fenstergewände durch solche aus Kunststein ersetzt worden, die Fensteranordnung blieb jedoch unverändert. Im Innern sind annähernd alle Türen mit den Türgerichten sowie die aufwändige Treppe mit reich ausgebildeten Antrittspfofen, gedrehten Balustern und reich profiliertem Handlauf erhalten geblieben. In den Gängen existieren die dazugehörigen Balkendecken. Im ersten und zweiten Geschoss sind zudem Holzdecken aus breiten Brettern, die mittels profilierten Stäben in Felder gegliedert sind, erhalten. Reicher



Abb. 10: Ingenbohl Pfarrhaus, Klosterstrasse 6. Der schlichte barocke Baukörper mit abgewalmtem Satteldach und regelmässig angeordneten Fenstern dominiert den Hügel neben der Pfarrkirche.



Abb. 11: Ingenbohl Pfarrhaus, Klosterstrasse 6. In der Stube mit Barockdecke steht ein reiches Büffet aus der Bauzeit. Erhalten ist auch das dazugehörige Türgericht.



Abb. 12: Ingenbohl Pfarrhaus, Klosterstrasse 6. Das an den Treppenpfosten montierte Schild zeigt den Schwamm sowie die Lanze als Leidenswerkzeuge Christi.

ausgebildet ist die Decke der südlichen Stube im ersten Obergeschoss. Dort sind zusätzlich zu den gliedernden Stäben geschnitzte hängende Zapfen in die Füllungen montiert. Leider wurde diese Decke vor wenigen Jahren unsachgemäss mit einem Sandstrahlgerät behandelt und damit teilzerstört. Zwei Büffets des 18. Jahrhunderts stehen in den beiden Stuben des Wohngeschosses. Die Wandtäfer waren mehrheitlich im 19. Jahrhundert ersetzt worden. Im zweiten Obergeschoss existiert eine Raumausstattung mit Stuckdecke und Parkettboden, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden ist. Ziel der Restaurierung war es, diese erhaltene Substanz, meist aus Holz, sorgfältig zu restaurieren und zu ergänzen. Die Korridore und Treppenhausewände wurden glatt verputzt und hell gestrichen. Der

Hausgang im Erdgeschoss erhielt einen neuen Bodenbelag aus Alpenkalk. In den Räumen wurden die bestehenden Holzböden entweder neu verlegt oder die bestehenden restauriert. Die Holzdecken wurden nach Befund neu bemalt.

Steinen, Kreuzgasse 3

Im Jahr 2010 wurde das Wohnhaus Kreuzgasse 3 archäologisch untersucht. Die beiden untern Wohngeschosse wurden 1473 erbaut, das Dachgeschoss im 19. Jahrhundert neu errichtet. Die Ergebnisse dieses Untersuchs finden sich im Beitrag von Ulrike Gollnick und Anette Bieri in diesem Band 104 der «Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz». Der Archäologiebericht war die Grundlage für die Restaurierung des Gebäudes. Die Raumstrukturen blieben erhalten. Der Küchenbereich wurde gegen oben wiederum geöffnet und in diesem Raum neben der Küche die Vertikalerschliessung integriert. Die Innenwände werden in ihrem Originalzustand als Blockwände gezeigt, die Aussenwände hingegen wurden isoliert und vertäfert. In den Wohnräumen wurden die nachgewiesenen, später in ihrer Anzahl wesentlich reduzierten Fensteröffnungen wieder hergestellt. Sichtbar ist auch der kleine, in ein Fenstersetzholz eingeschnittene Herrgottswinkel. Die Fassaden erhielten einen Schindelschirm, um die Bausubstanz gegen weiteren Zerfall zu schützen. Originell gestaltet ist der Eingangsbereich auf der Gassenseite mit der barocken Türe, den originalen Fensteröffnungen und der vorkragenden Laube.

Gersau, Pfarrkirche St. Marzellus

Schlichtere Architektur- und Dekorationsformen

Mit dem Baubeginn im Jahr 1808 steht die Pfarrkirche St. Marzellus in Gersau an einem Wendepunkt innerhalb der stattlichen Reihe von Pfarrkirchen im Kanton Schwyz. Mit den Kirchen von Arth und Lachen waren Bauten errichtet worden, die für unsere Kulturlandschaft völlig neu gewesen waren. Grosse helle Räume mit grossflächiger Befensterung, breite gut einsehbare Chöre mit prachtvollen raumfüllenden Altarretablen, neuartige Deckenbilder und Stuckaturen in italienischer Art sind die typischen Merkmale dieser Bauten. In den nächsten Jahrzehnten entstanden die Pfarrkirchen in Schwyz und Muotathal, in denen die Stuckaturen feiner, die Deckenbilder flächenfüllend wurden.



Abb. 13: Gersau, Pfarrkirche St. Marzellus. Blick vom breiten Kirchenschiff gegen den Chor.



Abb. 14: Gersau, Pfarrkirche St. Marzellus. Die imposante Orgel rahmt das grosse Westfenster.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelten sich Architektur- und Dekorationsformen, die sich wiederum von den üppigen Rokokoformen zu unterscheiden begannen. Es kamen erneut Lorbeerblätter, Rosetten und Blatt-ranken in Mode, die formal ähnlich schon die Raumausstattungen der Spätrenaissance und des Frühbarock geprägt hatten. Auch die Architektursprache wurde wiederum schlichter und additiver. Die Kirche Gersau steht eben an einem solchen Wendepunkt. Zwar entstand sie erst nach der französischen Revolution, die die üppigen quirligen Rokokoformen endgültig hinweg gefegt hatte. Es dominierte in diesen Jahrzehnten bei uns jedoch immer noch der Einfluss der süddeutschen Handwerks-Tradition. Gersau baute seine neue Kirche in einer politisch schwierigen Zeit.

Die französische Besatzung lag nur wenige Jahre zurück. Der aufwändige Neubau war nur dank zwei Faktoren möglich. Zum einen brachte die Seidenindustrie beträchtlichen Wohlstand in das Dorf und zum andern unterstützte der Gersauer Beat Küttel, Abt des Klosters Einsiedeln, den Neubau tatkräftig. So stellte er nicht nur eine ansehnliche Summe Geld, sondern auch seinen Klosterarchitekten Bruder Jakob Natter als Planer und Bauleiter zur Verfügung. Als Reliquien übergab er zudem Steinplatten von der in den Franzoseneinfällen abgebrochenen Einsiedler Gnadenkapelle, die als Fundament des Hochaltars eingebaut wurden. Die Idee war, dass der Altar auf dem Fundament der Gnadenkapelle steht. Der Gersauer Neubau zeigt nun interessante Abhängigkeiten von anderen Kirchenbauten im



Abb. 15: Gersau, Pfarrkirche St. Marcellus. Trotz der späten Entstehungszeit ist das grosse Deckenbild von Josef Anton Messmer (1747–1827) noch vollständig der barocken Tradition verpflichtet.

Kanton Schwyz. So orientiert sich die Eingangsfront an derjenigen der Pfarrkirche Schwyz. Über dem zentralen angeordneten Eingang steht wie in Schwyz ein hohes rundbogiges Fenster. Auch das angedeutete Querschiff zwischen Kirchenschiff und Chor scheint sein Vorbild in Schwyz gefunden zu haben.

Kircheninneres

Das Innere überrascht zunächst durch seine Helligkeit und das grosse Volumen. Das breite Kirchenschiff ist stützenlos. Das grosse Deckenbild vermag den ganzen Raum zu dominieren. Die darum herum angeordneten Stuckaturen

hingegen wirken lediglich durch ihre Plastizität. Auf eine farbige Behandlung wurde im Sinne des Klassizismus verzichtet. Durch die Leichtigkeit der Farbgebung dank der Freskotechnik fügt sich das Bild, das von vorn nach hinten und umgekehrt betrachtet werden kann, harmonisch ein. Die Figurengruppen sind an den Bildrand gedrängt. Dem Betrachter, der in den Kirchenbänken sitzt, präsentiert sich die Szene mit der Anbetung des Christusknaben durch die drei Könige, wer hingegen vom Chor gegen den Eingang zurückschaut, sieht die Szene mit der Verkündigung durch den Engel an die Hirten. Das Zentrum des Bildes ist wenigen Engeln und Putti auf Wolkenbänken reserviert.

Als Gegensatz zu dieser Helligkeit an den Wänden und dem Gewölbe zieht sich rund um das Kirchenschiff eine reich ausgeführte Holztäferung in Eichenholz mit integrierten kleinen Bänken und Beichtstühlen hin, lediglich unterbrochen von den Eingängen und dem Taufstein. Der warme Farbton dieser Einbauten aus lasiertem Eichenholz steht im Gegensatz zu den hell gekalkten Flächen. Markant sind die dunklen Altarretabeln aus Schliffmarmor platziert. Diese folgen in ihrem architektonischen Aufbau noch dem Barockkanon, wirken damit traditionell. Lediglich das Figurenwerk in Polierweiss, auf dem Hochaltar «Glaube» und «Hoffnung», kniende Engel und die vergoldeten Ornamente verraten deren Entstehung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Moderner sind in ihrer Auffassung hingegen die Querschiffaltäre, die aus Holz konstruiert sind. Den Kontrapunkt zum Hochaltar bildet der grosse Orgelprospekt, der sich über eine Höhe von zwei Emporen erstreckt. Er wiederholt die Farbigkeit der Altäre. In der Mitte abgesenkt, lässt er vom grossen Westfenster her in barockem Raumverständnis indirektes Licht in den Raum fliessen.

Die Pfarrkirche Gersau gehört zu den Kirchenbauten im Kanton Schwyz, bei denen Architektur und Ausstattung eine zeitliche Einheit bilden. Seit der Erbauung hat sich nur wenig Grundlegendes verändert. Dazu gekommen sind bei der Renovation von 1912 die figürlichen Buntverglasungen im Chor und in den Querschiffen. Diese wurden als Zeitdokumente belassen, wenn sie auch die Lichtführung im ganzen Raum unvorteilhaft beeinflussen. Dafür konnte die indirekte Lichtführung der Fenster der beiden oberen Sakristeien auf der Südseite reaktiviert werden. Original erhalten sind ebenfalls die Altarbilder aus der Werkstatt des süddeutschen Freskantens und Leinwandbildmalers Josef Anton Mesmer, der auch die Deckenbilder malte und signierte. Besonders erwähnenswert ist zudem das mit 1779 datierte Bild des bedeutenden Malers Melchior Wyrsh.

Dieses hatte Wyrsh noch für einen Altar in der alten Pfarrkirche gemalt. Das Bild verblieb in Gersau, im Gegensatz zu den Seitenaltären der alten Gersauer Kirche, die nach Lauerz gelangten. Allerdings musste es für den neuen Standort im linken Seitenaltar wesentlich vergrössert werden. Dazu wurde es nicht – wie ansonsten bei Vergrösserungen üblich – seitlich angestückt, sondern auseinander geschnitten und es wurden neue Leinwandstreifen eingefügt. Die Figuren besitzen dadurch zueinander etwas grosse Distanzen, worunter die Gesamtkomposition leidet. Dieser Zustand wurde jedoch bei der Restaurierung belassen. Erhalten ist auch der alte Sandsteinboden, der neu gefügt, teilweise ergänzt und restauriert werden konnte. Zu den originalen Ausstattungsstücken gehört auch die Ampel der Nikolausbruderschaft in Schiffsform im rechten Querschiff.

Die neue Altarzone mit Zelebrationsaltar und Ambo ist ohne Eingriffe in die Substanz auf die Chorstufen gelegt und so näher zum Volk gerückt worden. Es ist der Ort, wo früher ein Kreuzaltar gestanden hat. Auf eine sichtbar montierte Beleuchtung wurde verzichtet. Eine Pendelbeleuchtung hätte den grosszügigen Raum unschön zerschnitten. So befindet sich die Beleuchtung auf dem stark auskragenden Kranzgesims, das den ganzen Raum umgibt. Zu einem unbekannten Zeitpunkt waren die Apostelleuchter entfernt worden. Lediglich die Halterungen an den Wänden waren noch vorhanden. Anhand des in der Kirche allgegenwärtigen klassizistischen Motivschatzes wurden Leuchter entworfen. Diese wurden – wie auch die Stützen des neuen Zelebrationsaltars – in verzinnem Eisen ausgeführt.

Die Kirche strahlt nach erfolgter Restaurierung eine grosse Würde und Stille aus, wie sie in einem derart reich ausgestatteten Raum kaum zu erwarten wäre. Dazu tragen die wenigen Farbakzente wesentlich bei. Das einheitliche stumpfe Kalkweiss überzieht die Wände und Gewölbe und umgibt die Deckenbilder. Auch die vor der Restaurierung fälschlicherweise steinsichtigen Elemente wie die Pfeiler, die die Emporen tragen, wurden in diese Farbgebung integriert.

Lachen, Zürcherstrasse 17

Das Haus Weber an der Zürcherstrasse gehört zu den stattlichsten Wohnhäusern in Lachen und der ganzen March. Drei Fassaden sind in Massivbauweise ausgeführt. Die südseitige Giebelfassade hingegen besteht aus rot gefasstem Fachwerk. Das um 1700 erbaute Wohnhaus besitzt ebenerdige Keller und zwei Wohngeschosse, die zentral erschlossen sind. Die



Abb. 16: Lachen, Zürcherstrasse 17. Das schlicht instrumentierte Wohnhaus besticht durch seine ausgewogenen Proportionen.

Fensteranordnung ist noch unregelmässig. Die verputzten Fassaden des Hauses, das direkt an der stark befahrenen Zürcherstrasse steht, hatten seit der letzten Aussenrestaurierung 1976/77 sehr stark gelitten. Aufsteigende Feuchtigkeit hatte dem Verputz zusätzlich zugesetzt, sodass das Anlegen eines aufwändigen Sickergrabens notwendig geworden war, um die Feuchtigkeit abzuleiten. Der versalzene Verputz insbesondere im Sockelbereich musste grossflächig entfernt und ersetzt werden. Die Sandsteineinfassungen der Kellerfenster und der Portale konnten teilweise gefestigt und ergänzt werden. Bei einigen Fensterbänken kam jedoch jede Hilfe zu spät, sodass vollständiger Ersatz vorgenommen werden musste. Das Fachwerk und die Dachuntersichten wurden neu mit Ölfarbe in Ochsenblut-Rot bemalt. Der Verputz erhielt einen atmungsaktiven Mineralfarbenanstrich. Neu gefasst wurde auch das Schornowappen über dem Hauptportal. Es ist zu hoffen, dass mit der Realisierung der geplanten Umfahrungsstrasse das Haus, das stark in den Strassenraum vorkragt, besser geschützt bleiben wird.

Galgenen, Kapelle St. Jost

Die Kapelle St. Jost in Galgenen gehört zu den wenigen mittelalterlichen Kapellen, die sich im Gebiet des Kantons Schwyz erhalten haben. Die Bedeutung der St. Jost-Kapelle wird durch die reiche Ausstattung mit Wandmalerei aus verschiedenen Epochen und zwei gotischen Altären unterstrichen. Die Kapelle besitzt eine vielfältige Geschichte, die sich innen wie aussen ablesen lässt. Erbaut im 14. Jahrhundert wurde sie im 17. Jahrhundert erstmals und im 18. Jahrhundert das zweite Mal wesentlich umgestaltet. Die verschiedenen Restaurierungen des 19. und 20. Jahrhunderts nahmen darauf keine Rücksicht.

Im 18. Jahrhundert war eine neue Holzdecke mit integrierten Deckenbildern, wohl vom Lachner Kirchenmaler Martin Leonz Zeuger (1702–1776) angefertigt, eingezogen und dabei der Dachstuhl verändert worden. Die Wandbilder wurden übertüncht. Sichtbar waren zu diesem Zeitpunkt die Fensteröffnungen mit reichem Masswerk und die

beiden Portale des 17. Jahrhunderts. Neu dazu kam ein Rundfenster an der Nordwand. Hingegen war das Doppelfenster des 14. Jahrhunderts an der Chorwand vermauert. Bei der Restaurierungsetappe von 1951 wurde das gotische Doppelfenster wiederum geöffnet, sodass an der Chorwand nun drei Fenster sichtbar sind. Dies irritiert im Innern weniger als an der Fassade, da das Mittelfenster durch den Hochaltar abgedeckt wird. An der Chor- und Nordwand wurde dabei die Wandmalerei freigelegt und grosszügig retuschiert. Damit waren nun teilweise überlappend die gotischen Malereien zusammen mit den Bildzyklen des 17. Jahrhunderts zu sehen. In der abgelaugten Holzdecke wirkten zudem die barocken Deckenbilder mit den marmorierten Rahmen nicht integriert.

Auf den beiden Altarsockeln stehen die zwei gotischen Altäre, der Hegner-Altar auf dem Hauptaltar, der Anna-

Altar auf dem nordseitigen Nebenaltar. Dieses zweite Altarretabel kann erst im 18. Jahrhundert in der Jostenkapelle Aufstellung gefunden haben, da vorher eine Flachdecke bestand und der Altar mit seinem Gesprenge, das nachgewiesenermassen original ist, in der Höhe nicht Platz gefunden hätte. Vermutlich im 18. Jahrhundert fand auch ein Chorgestühl aus einem andern Zusammenhang an der Süd- wand des Chores Aufstellung. Dabei wurde dieses jedoch wesentlich umgebaut und verändert. Vermutlich 1951 wurden die Tonplatten im Chor und Schiff nachgeschnitten und neu mit sehr hartem Zementmörtel verfugt.

Die Restaurierungsgeschichte wird im Rahmen der Restaurierungsdokumentationen zu Händen der Denkmalpflege und der Pfarrei Galgenen gründlich aufgearbeitet werden, sodass sich der Bericht auf die nun durchgeführten Massnahmen beschränken kann. Auslöser für eine



Abb. 17: Galgenen, Kapelle St. Jost. Das Innere der Kapelle wirkt trotz der Ausstattung aus verschiedenen Epochen harmonisch.



Abb. 18: Galgenen, Kapelle St. Jost. Der Hegner-Altar gehört zu den originellsten mittelalterlichen Kultobjekten im Kanton Schwyz.

Innenrestaurierung waren konservatorische Gründe. Bereits im Jahr 1987 wurde anlässlich einer Überprüfung des Zustandes der Wandmalereien festgestellt, dass sich die beiden Zyklen, der Jost-Zyklus und der Bruder-Klausen-Zyklus, in einem bedenklichen Zustand befanden und dass zwingend konservatorische Massnahmen durchgeführt werden müssen, um diese zu erhalten. Einen ähnlich schlechten Zustand wiesen die beiden Altäre auf. Die gotischen Malereien hingegen waren gut erhalten. Diese zwingenden Arbeiten boten die Gelegenheit, das ganze optische Konzept der Kapelle zu überprüfen.

Die Wandmalereien wurden aufwändig konserviert, hingelassen und zurückgeklebt. Leider konnte nicht vollständig auf synthetische Hilfsmittel verzichtet werden, da durch die Übermalungen in verschiedenen Maltechniken eine sehr grosse Oberflächenspannung bestand, die zu intensiver Schollenbildung geführt hatte. Übermalungen wurden nur wenige entfernt. Schürfungen an den Wänden ergaben, dass unter den Kalkschichten weitere ornamentale Malereien, die zur Schicht des 17. Jahrhunderts gehören, vorhanden sind. So konnten bei den beiden westlichen Fenstern gut erhaltene Fenstereinfassungen mit Marmorierungen freigelegt und konserviert werden. Dadurch sind die beiden Bildzyklen und das Stifterbild über dem Seitenportal besser in ein Gesamtsystem eingebunden. Auf den Seiten und der Rückwand waren 1951 bereits einige Pilgerinschriften freigelegt worden. Zahlreiche weitere konnten noch freigelegt werden. Die Interpretation der mit Röteln angebrachten Inschriften, Zeichnungen und Wappen (Graffiti) steht noch aus.

Die Hauptarbeit an den Altären bestand in der sorgfältigen Konservierung. Dabei zeigte sich, dass neben erhaltener Originalfassung, am Anna-Altar mehr als am Hegner-Altar, Ergänzungen unterschiedlichster Qualität aus verschiedenen Epochen existieren. Ziel war es, diese so zu behandeln, dass sie sich gegenseitig im Gesamtbild optisch nicht störten und die Qualitäten der Altäre nicht beeinträchtigen. Der Untersuchung der Decke zeigte, dass diese ursprünglich grau gefasst war. Um die Deckenbilder besser zu integrieren, wurde die Decke wiederum gefasst. Diese stark diskutierte Massnahme erwies sich jedoch als richtig, wirkt dadurch doch die ganze Kapelle wesentlich ruhiger und auch einheitlicher. Der Block des Hauptaltars war 1951 stark verbreitert worden. Dadurch hatte er seine Proportionen verloren. Die Rückführung war relativ einfach, da der alte Verputz unter der Verbreiterung sowie die originale Steinplatte erhalten sind. Das Chorgestühl fand seinen Platz auf der Empore. Die Rückwand des Gestühls war schon vorher dort montiert worden, um den

Jostenzklus vollständig zeigen zu können. Der Tonplattenboden war durch die Zementfugen derart stark zerstört worden, dass er durch zugekaufte alte Platten ersetzt werden musste. Erhalten sind der Holzboden unter den Bänken sowie die Bänke des 18. Jahrhunderts.

Einsiedeln, Kapelle St. Meinrad, Etzel

Aussen

Die Kapelle an leicht erhöhter Lage über dem Pilgerhaus besitzt zwei Schauffassaden, die in Sandstein ausgeführt sind. Die beiden andern Fassaden besitzen lediglich einen Sandsteinsockel, die übrigen Wandflächen sind verputzt. Wie anhand von fotografischen Aufnahmen während der Aussenrestaurierung von 1961 zu entnehmen ist, wurde damals ein Grossteil der Sandsteinfassaden ersetzt. Ausgewechselt wurden dabei auch die in Kalkstein ausgeführten Basen und Kapitelle der Lisenen. In den letzten vier Jahrzehnten erhielt sich der Sandstein im Wesentlichen recht gut, ausgebrochen war ein Grossteil der Fugen. Die ursprünglich dunkel polierten Partien in Kalkstein waren zwischenzeitlich zudem ausgemattet. Die verputzten Wandflächen wurden 1961 vollständig erneuert. Die Deckung des Daches mit Schiefer (vermutlich belgischer Schiefer) bewährte sich bei den extremen Wetterverhältnissen auf dem Etzel nicht. Nach nur vier Jahrzehnten war das Dach bereits sehr schadhaft. Hingegen befanden sich die Holzschindeln des Dachreiters in einem relativ guten Zustand. Es handelt sich um Lärchenschindeln, die unbehandelt belassen worden sind. Etwas knapp bemessen war zudem der Dachvorsprung auf der Chorseite. Man darf annehmen, dass ursprünglich auch das Dach des Schiffs mit Holzschindeln gedeckt war. Die Graufärbung der Kolorierung des Kapellendachs bei der Radierung Johann Baptist Isenrings (1796–1860), die es von der Etzelkapelle gibt, kann als Holzschindeldach interpretiert werden. Unbekannt ist, wann das Dach mit farblich unpassenden Ziegeln gedeckt worden ist, die bis 1961 vorhanden waren.

Die Aussenrestaurierung beschränkte sich auf die notwendigen konservatorischen Massnahmen. Bereits im Spätherbst 2008 war ein Sickergraben eingelegt worden, um das Hangwasser abzuleiten. Die Sandsteinfassaden mussten gefestigt und die Fugen grossteils ersetzt werden. Hingegen war kein vollständiger Steinersatz notwendig, die wenigen abgewitterten Partien konnten aufmodelliert werden. Die Partien in Kalkstein wurden aufpoliert, sodass sie sich



Abb. 19: Einsiedeln, Kapelle St. Meinrad, Etzel. Die Ausführung in Sandstein beschränkt sich auf die Haupt- und Südfassade. Die übrigen Fassaden sind lediglich verputzt.

wiederum als dunkle Elemente ablesen lassen. Das Dach wurde mit Biberschwanzziegeln neu gedeckt und der Dachreiter soweit notwendig ergänzt. Die beiden verputzten Fassaden wurden vollständig neu verputzt.

Innen

Die von Bruder Kaspar Moosbrugger in den Jahren 1697/98 an Stelle der zerfallenden ersten Kapelle auf der Etzel-Passhöhe geplante neue Kapelle führte damals zu einigen Diskussionen bezüglich des Standorts. Insbesondere war die Klostergemeinschaft nicht gewillt, den geheiligten Boden, in dem die Herzurne des nach der Insel Reichenau überführten Meinrads ruhte, zu entweihen. Moosbrugger musste die neue Kapelle so erbauen, dass sie diesen Boden nicht tangierte. Die Kapelle zeigte sehr starke Feuchtigkeitsprobleme, die durch einen am Gebäude-Äusseren angelegten Sickergraben nicht beseitigt werden konnten. So willigte die Klostergemeinschaft ein, im Innern, soweit nötig, den Boden zu entfernen, damit auch dort ein Graben angelegt werden konnte.

Man beschränkte sich bei den dadurch zwingend notwendig gewordenen archäologischen Untersuchungen auf die Fläche im Schiff (siehe unten den archäologischen Grabungsbericht). Der Chor war, wie erste Untersuchungen zeigten, durch gemauerte Gräben, die bis zu den Öffnungen an den Aussenmauern führten, gut durchlüftet, sodass dort auf weitere Massnahmen verzichtet werden konnte. Im Schiff konnten zwar ältere Strukturen ausgemacht werden, jedoch keine Hinweise auf eine Vorgängerkapelle oder gar auf eine Bestattung einer Herzurne. Dafür fanden sich aussagekräftige Spuren eines diagonal verlegten Tonplattenbodens. Es ist zu vermuten, dass die Urne wohl im Bereich des Altars begraben liegt. Der gut erhaltene Steinplattenboden und die Sandsteinstufen im Chor blieben jedoch erhalten. Der Untersuch in der Kapelle hat gezeigt, dass die Deckenmalereien mehrfach stark überarbeitet worden sind.

Tiefgreifend waren die Eingriffe insbesondere bei den Restaurierungen der Kapelle 1861, 1896 und 1961 im Zusammenhang mit Kapellen- und Todesjubiläen Meinrads. Die Entfernung der teils unschönen Übermalungen war jedoch nicht zu verantworten, da dabei viel Substanz verloren gegangen wäre und zudem unsicher war, wieviel Substanz überhaupt vorhanden ist. Bei den reichen Stuckaturen fand sich vollflächig erhalten eine Graufärbung. Es zeigte sich, dass diese zur Epoche der Wiederherstellung der Kapelle am Ende des 18. Jahrhunderts gehört. Beim Brand

des benachbarten Pilgerhauses 1758 war das Schindeldach der Kapelle zerstört worden. Erst 1794 wurde das Innere der Kapelle vollständig überholt. Dabei wurde ein neuer Schliffmarmoraltar installiert sowie ein Chorgitter montiert. Auch die Deckenbilder Giorgiolis waren durch Meinrad Birchler bereits zu diesem Zeitpunkt stark überarbeitet worden.

Dieser Befund bildete die Grundlage für das Restaurierungskonzept. Der stark mit Algen befallene Wandputz wurde bis auf die Höhe des Kranzgesimses erneuert. Der Sandsteinboden im Schiff wurde durch einen diagonal verlegten Tonplattenboden ersetzt und in den Randzonen ein zusätzlicher Sickergraben angelegt. Die Graufärbung der Gewölbe wurde freigelegt und einretuschiert. Die neu verputzten Wände erhielten dieselbe Graufassung. Der maltechnisch und ästhetisch problematische Zustand der Deckenbilder konnte nur partiell verbessert werden. Zumindest konnten die Übermalungen von 1961 entfernt werden. Bei diesen waren durch die zerfallenden organischen Bindemittel starke Grauschleier aufgetreten, die die Bilder unlesbar machten. Diese schlichte Graufassung verleiht dem Raum eine klassizistische Ausstrahlung und steigert die Plastizität der kräftig modellierten Stuckaturen wesentlich. Der Untersuch des geschmiedeten Chorgitters brachte eine dunkelbraune Fassung mit vergoldeten Zierelementen zu Tage. Diese Fassung wurde rekonstruiert.

Der Hochaltar besteht aus Schliffmarmor, der ergänzt und poliert wurde. Der stark gealterte Firnis und die starken Übermalungen auf dem Leinwandbild wurden entfernt, das Bild retuschiert und mit einem neuen Firnis versehen. Die beiden Holzkulpturen, die seitlich auf dem Altar stehen, erwiesen sich bezüglich ihrer Fassung als die grosse Überraschung. Diese stammen aus der Werkstatt von Michael Hartmann – wie die Figuren, die auf dem Chorgestühl im oberen Chor des Klosters Einsiedeln stehen. Vermutlich hatten diese beiden Skulpturen anlässlich der Neuplatzierung des Chorgestühls im oberen Chor keinen Platz mehr. Auf dem Etzel wurden sie wohl erst im Zusammenhang mit dem neuen Altar Ende des 18. Jahrhunderts platziert. Die Skulpturen waren zudem erst 1961 weiss überfasst worden. Ältere Innenaufnahmen zeigen noch dunkle Figuren. Unter der Weissfassung war die Originalfassung grösstenteils erhalten geblieben. Diese konnte freigelegt werden. In den seitlichen Nischen waren ursprünglich wohl grössere Holzfiguren platziert. Wann diese entfernt wurden, ist nicht bekannt. So verblieben in den Nischen die beiden spätklassizistischen Reliquiare in Monstranzform. Durch die Erhaltung des Zustandes von 1794 wird man der Geschichtlichkeit der



Abb. 20: Einsiedeln, Kapelle St. Meinrad, Etzel. Blick ins Gewölbe des Schiffs. Die kräftig modellierten Stuckaturen in steinfarbiger Fassung umrahmen die Deckenbilder.

Kapelle gerecht. Einen ursprünglichen Zustand des späten 17. Jahrhunderts anzustreben, war wegen den Brandschäden von 1758 nicht möglich.

Grabungsbericht²

Bevor der Benediktinermönch Meinrad († 861) im heutigen Einsiedeln seine Klause baute, soll er seiner «*vita*» zufolge um 828 einige Jahre in einer Eremitenzelle am Etzelpass gelebt haben. Die Existenz einer die Zelle ersetzenden Kapelle ist erstmals in Quellen des Jahres 1289 fassbar. Die Architektur der Kapelle erschliesst sich ansatzweise durch Illustrationen in Chroniken des 16. Jahrhunderts. Aus Archivalien des 17. Jahrhunderts geht die mindestens teilweise massive Stein-Mörtel-Bauweise hervor. Die heutige Kapelle, ein

massiver Rechteckbau mit überwölbtem Schiff und Chor, entstand zwischen 1697 und 1698 nach Plänen Caspar Moosbruggers. Im Jahr 1758 zog ein Brand im unmittelbar benachbarten Gasthaus die Kapelle in Mitleidenschaft. Nach Behebung der Schäden erfolgte erst 1794 die Weihe eines neuen Altares. Das heutige Sparrendach mit Kehlbalcken dürfte ebenfalls aus dieser Zeit stammen und den ursprünglich liegenden Stuhl ersetzt haben, von dem an den Giebelinnenseiten noch Negative der Balken abzulesen sind. Die im Kapelleninnern flächig durchgeführte Grabung

² Autor des folgenden Grabungsberichtes ist Guido Faccani, Atelier d'archéologie médiévale, Moudon. Der Beitrag ist bereits erschienen in: Jahrbuch Archäologie Schweiz, 94/2011, S. 294–295.

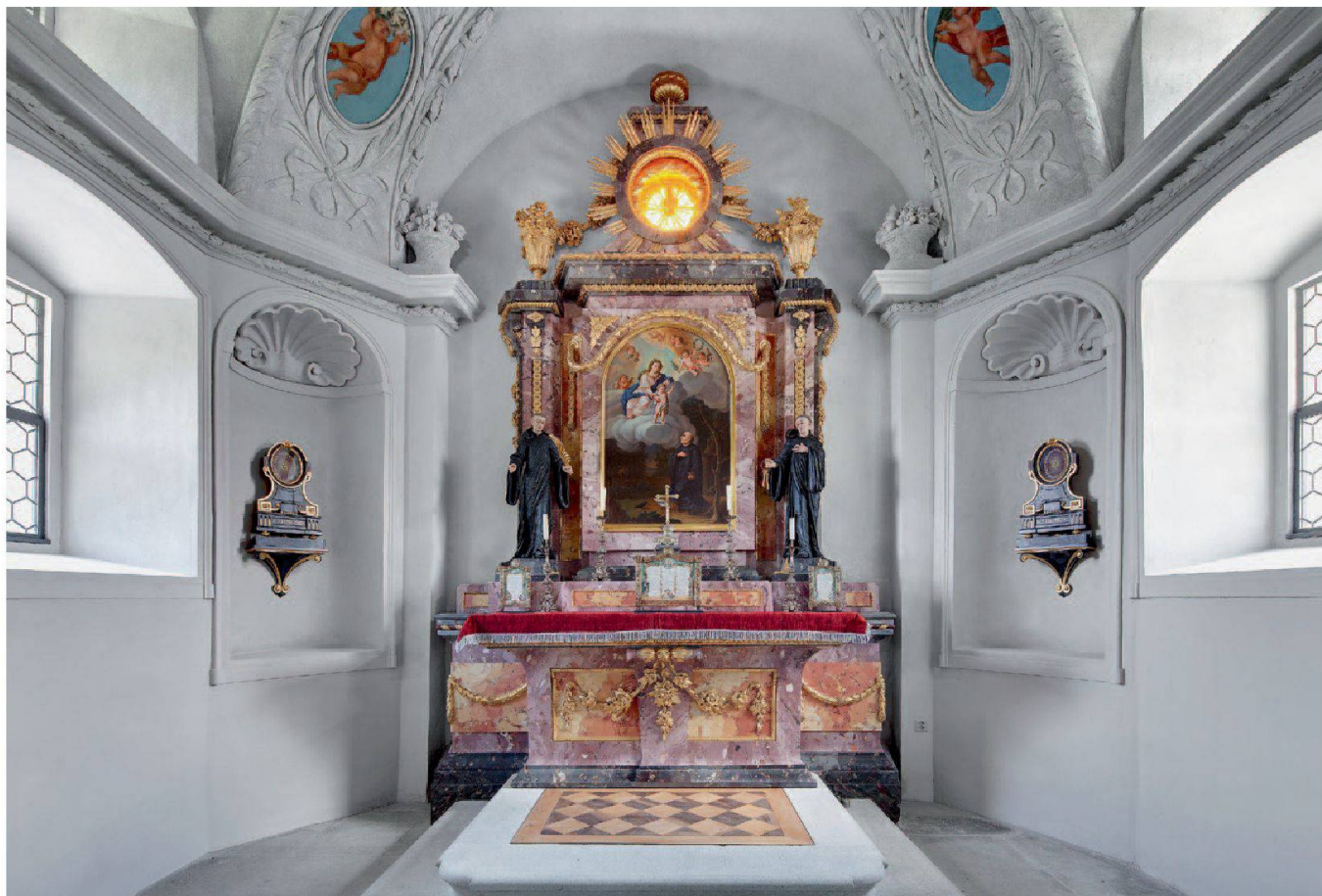


Abb. 21: Einsiedeln, Kapelle St. Meinrad, Etzel. Der klassizistische Altar aus Stuckmarmor umrahmt ein Fenster mit Goldgläsern. Die qualitätvollen Holzkulpturen auf dem Altar stammen vom Chorgestühl des Klosters Einsiedeln.

erbrachte keine Hinweise auf einen Vorgängerbau.³ Mauern und Gelniveaus aus der Zeit vor 1697 fehlen. Entweder trug man vor dem Bau der Kapelle Erdreich ab – eine künstliche Geländekante ist östlich der Kapelle noch gut sichtbar – oder der Vorgängerbau stand an einem anderen Ort. Unter den Bauschichten der bestehenden Kapelle kam der in

der obersten Zone mit wenig Keramikstückchen und kleinen Mörtelknollen durchsetzte gewachsene Boden zum Vorschein. Die unregelmässig ausgehobenen Fundamentgräben waren stellenweise so breit, dass in ihnen gearbeitet werden konnte; dementsprechend war die obere Zone der Fundamente frei aufgemauert. Die Einfüllung der Fundamentgräben enthielt zahlreiche bemalte Verputzstücke, zum Teil mit Vergoldung. Weder geometrische noch florale oder figürliche Motive sind zu erkennen. Es dürfte sich bei den Verputzstücken um Reste des Vorgängerbau handeln. Gleich zu deuten sind wiederverwendete Werksteine im Mauerwerk der Kapelle. An ihnen haftet teilweise noch Verputz, wie er als Abbruch in den Einfüllungen der Fundamentgräben vorhanden war. Der älteste, wohl originale Boden der aktuellen Kapelle bestand aus Tonplatten in

³ Die Einleitung der Grabungsdokumentation lautet in Stichworten: Auftrag des Amtes für Kultur des Kantons Schwyz an Prof. Dr. Georges Descoedres und das Atelier d'archéologie médiévale, Moudon; Ausführung durch Guido Faccani, Ulrike Gollnick; Ort der Grabung: Landeskoordinaten 701.08/225.58; Höhe: 953.90 m ü. M.; Datum der Grabung: 22. Februar–2. April 2010; neue Fundstelle; geplante Notgrabung (Sanierung wegen Feuchtigkeitsschäden); Grösse der Grabung: zirka 50 m²; archäologische Funde: Baukeramik, Verputz, Metall, nicht katalogisiert; Datierung: Mittelalter und Neuzeit.

einem Mörtelbett. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde dieser durch einen Belag aus rechteckigen, bis 2m langen grauen Sandsteinplatten ersetzt. Sie waren diagonal zu den Raumfluchten auf ein Auflage-Netz aus Steinen und Ziegeln beziehungsweise auf ein Sandbett gelegt. Der letzte, moderne Boden aus kleinen quadratischen Sandsteinplatten übernahm diese Disposition. Die Hanglage verursachte bereits an der barocken Kapelle Feuchtigkeitsschäden. Die Erneuerung nach dem Brand von 1758 veranlasste das Einrichten eines Belüftungssystems im Chor. Die Seitenmauern wurden an ihrem Fuss durchbrochen. Diese Öffnungen mündeten innen in einem rostartigen Kanalsystem aus vier parallelen, in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Kanälen sowie drei Querstollen. Unmittelbar auf den gemörtelten Bruchsteinwänden lagen grossformatige Bodenplatten aus Sandstein, die vereinzelt mit Buchstaben versehen sind. Da keine Systematik aus der heutigen Verteilung hervorgeht und auch Buchstaben fehlen, handelt es sich vermutlich um wiederverwendete Platten. Eine vergleichbare Belüftungs-

konstruktion in einem kirchlichen Bau ist uns nicht bekannt. Die Belüftung war übrigens erfolgreich: Die Platten waren an Stellen über den Kanälen trocken, während der Boden in geringer Entfernung stark durchnässt war.

Einsiedeln, Kloster, Abteihof

Der Wettbewerb für die Restaurierung und teilweise Neugestaltung des Klosterplatzes umfasste auch den Abteihof. Dieser wurde in einer ersten Etappe saniert. Einerseits befand er sich in einem äusserst vernachlässigten Zustand, zum andern bestand die Möglichkeit, in dieser in sich abgeschlossenen Fläche verschiedene Themen wie Art der Pflasterung, Farbigkeit, Fugenbild, Invalidengängigkeit anzusprechen, bevor die grossen Flächen auf dem Platz selber in Angriff genommen werden.

Forderungen nach der Realisierung eines Unterstandes für Pilgergruppen wurden bald fallengelassen und der Platz



Abb. 22: Einsiedeln, Kloster, Abteihof. Blick in den Hof von Norden. Die alte Substanz wird durch neue Elemente wie das Baumrondell ergänzt.



Abb. 23: Einsiedeln, Kloster, Abteihof. Zum alten Bestand gehört das Portal zum Rondell sowie die Metalleinfassung. Die Pflasterung besteht aus gespaltenen Bachkieseln.

im Wesentlichen unter Berücksichtigung des bestehenden Zustandes des 19. Jahrhunderts saniert. Die im Lauf der Jahre ohne langfristige Planungsperspektiven dazugekommene Bepflanzung in den westlichen Randzonen wurde eliminiert und damit der Zugang zum Klosterladen aufgewertet. Die Mauer vom Hoftor zur Alten Mühle wird neu von einer Hecke aus Eiben begleitet. Zudem wurde ein neues Rondell mit Schotterrasen und Baumbepflanzung als schattiger Aufenthaltsort in der Nordostecke geschaffen. Das Rondell mit den beiden grossen Lebensbäumen (Thuja), dem Tor aus dem späten 18. Jahrhundert, das hier wohl in Zweitverwendung steht, und dem historistischen Eisenzaun

blieb hingegen erhalten. Ersetzt werden mussten die Sandsteinsockel, auf denen der Metallzaun steht. Die Fläche innerhalb des Rondells wurde naturnah, dem Klima auf 1000 Metern Höhe angepasst, bepflanzt. Auch die Rasenfläche unter der grossen Kastanie blieb erhalten. Die übrige Fläche erhielt eine Pflasterung aus gespaltenen Bachkieseln, die längs den Hoffassaden in Reihen, dazwischen als Wildpflasterung verlegt wurden.

Um einen stabilen Untergrund zu erhalten, wurde das bestehende Material relativ tief ausgehoben und der Aushub archäologisch begleitet. Dabei kamen keine wesentlichen Strukturen von Vorgängerbauten zu Tage.

Einsiedeln, Kloster, Fenster Klosterfront

Anlässlich des gewaltigen Gewitters, das am 22. Juli 2010 über Einsiedeln niederging, wurden durch den Hagel annähernd alle Fenster an der Klosterfront, aber auch in den Höfen stark zerstört. Nach provisorischer Abdichtung wurden die Fenster als Gesamtes besichtigt. Dabei zeigte sich, dass insbesondere an der Hauptfront alle Fenster im Lauf der Zeit, die meisten um 1950, ersetzt worden waren. Eine Instandstellung hätte sich deshalb nicht gerechtfertigt.

Weitere Abklärungen ergaben folgendes Bild: Die weissen Fensteranstriche und die Jalousieläden mit den beweglichen Brittchen waren erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vermutlich anlässlich der Fassadensanierung von 1878, so ausgeführt worden. Alte grafische Blätter zeigen noch den Zustand mit dunkel gestalteten Fenstern und ohne Jalousien. Darauf deutet auch der Umstand hin, dass in etlichen Räumen noch die alten Innenläden vorhanden sind.

Auf der Südseite des Klosters (Abteihof) sind noch etliche alte Fenster erhalten. Ein Kellerfenster war ein vollständig originales und diente dem Untersuch der Schichtabfolge und der angewandten Materialien. Dabei zeigte sich, dass das Fenster vier Mal übermalt worden war. Unter dem weissen und drei grauen Farbanstrichen fanden sich zwei lasierende Anstriche in gelb-ockerfarbiger Abtönung. Das Holz war Föhrenholz. Mit dieser Färbung wurden die Fenster dem Farbton der Eichentüren der Kirche angeglichen. Eine Fotomontage, die diesen Zustand mit den ockerfarbigen Fenstern wiedergab, bestätigte, dass dadurch Seitenflügel und Kirchenfassade wieder zu einer Einheit zusammenwachsen und nicht mehr additiv wirken. Der Vorschlag wurde in der Klostersgemeinschaft diskutiert und die Ausführung beschlossen. Mit den neu eingesetzten lasierten Fenstern und dem Verzicht auf die Fensterläden wirkt die Klosterfassade heute wesentlich klarer und die Steinstruktur wird betont.



Abb. 24: Einsiedeln, Kloster, Fenster Klosterfront. Die durch das Unwetter zerstörten Fenster wurden durch neue, nach altem Vorbild gestaltete, ersetzt. Die eichenholzfarbige Behandlung konnte durch den Untersuch an einem Fenster des 18. Jahrhunderts nachgewiesen werden.



Abb. 25: Küsnacht, Bahnhofstrasse 17, Alte Post. Die streng gestalteten Fassaden orientieren sich an Ideen des Neuen Bauens. Die Allegorie der Post stammt vom Küsnachter Maler Werner Müller.

Küsnacht, Bahnhofstrasse 17, Alte Post

«Die funktionelle Betrachtungsweise mit dem ausgeprägten Bild der Repräsentation und des Dienstes an der Öffentlichkeit mit den ehemaligen Sockelnutzungen Bank und Post, in den oberen Geschossen Bureaus und in der Attika mit Wohnungen, ist Zeugnis für den gesellschaftlichen Umschwung dieser Jahre in der Gemeinde [...]. So beschreibt Prof. Ruggero Tropenao in seinem Expertenbericht die Alte Post in Küsnacht. [...] Das Gebäude Bahnhofstrasse 17 darf als wichtiger Zeuge der Baukultur der pragmatischen Moderne in der Gemeinde Küsnacht bezeichnet werden.» Dieser Expertenbericht diente der Meinungsbildung bezüglich der Schutzwürdigkeit des Gebäudes und führte schliesslich zur Unterschutzstellung und anschliessenden Restaurierung. Dazu brauchte es ein intensives Argumentieren, präsentiert sich doch das Gebäude seiner Entstehungszeit entsprechend äusserst schlicht. Lediglich die gerundeten Balkone und das Wandbild von Werner Müller

auf der Strassenseite mit einer Allegorie der Post kennzeichnen das Gebäude auf den ersten Blick als etwas Besonderes. Da die Fassaden vor einiger Zeit mit ungeeigneten Farben bemalt worden waren, musste der Deckputz entfernt werden, um einen mineralischen Aufbau zu ermöglichen. Dieser ist auf dem einschaligen Mauerwerk wichtig. Das Wandbild war vollständig übermalt. Es liess sich jedoch freilegen und anhand alter Fotografien und der erhaltenen Originalentwürfe ergänzen. Auch konnte man am ganzen Gebäude die leicht grünstichige Fassadenfarbe feststellen. Auf der Seeseite wurde das Objekt um eine freistehende Balkonanlage erweitert, und über der Sockelzone wurde ein leider etwas zu massiv geratenes, verglastes Schutzdach montiert. Sowohl die städtebauliche Komponente, mit der im Strassenbild gekonnten Setzung des Gebäudevolumens, als auch die Übernahme in der Fassadengestaltung von Elementen der pragmatischen Moderne charakterisieren das Gebäude als Zeuge der Epoche der Dreissigerjahre im Ortsbild von Küsnacht.

